

Der Schmetterling,

belletristisches Beiblatt zum „Spiegel.“

Ein Begräbniß im Jahre 1725.

An einem kalten regnerischen Novemberabend 1725 zur Zeit der Protestantenvorfolgung ging Monsieur de Montlouis, Cadet in der Garde S. M. Louis XV. bis an die Nasenspitze in seinem Mantel gehüllt, um sich vor dem Nordostwind zu schützen, und die Hand am Degenknopf um jedem plötzlichen Angriff zuvorzukommen durch die Gasse Ferroniere und wandte sich gegen den Louvre durch die Gasse St. Honoré.

Zu dieser Zeit ward Paris von einer Bande Diebe beunruhigt, und die Nachtwachen beobachteten selbst die Vorsicht sich so fern als möglich von jenen Orten zu halten, die von Beutelschneidern und Pferdedieben häufig besucht waren. M. de Montlouis war ein junger Edelmann aus der Bretagne, groß, schön gewachsen, mit einem einnehmenden Außern, kaum zwanzig Jahre alt. Er war der schönste Mann in der Garde und verdankte die Aufnahme in dieses bevorzugte Korps einem Ereigniß welches eher geeignet gewesen wäre ihm den Zutritt zu versperren. Er war verwandt mit jenem Montlouis welcher auf Befehl des Regenten in Nantes 1720 hingerichtet wurde. Seine Leidensgefährten waren Guet de Pontcalle, Le Magne und Goedie's, die Anstifter der Empörung, welcher die Verschwörung von Cellamare in der Bretagne nachfolgte. Der Herzog bestrebte sich aus Haß gegen die Macht seines Vorgängers das Glück aller Feinde des Regenten zu gründen. Obgleich es kein Glück genannt zu werden verdient Cadet in der Garde zu sein, ist es doch immer eine offene Pforte zu einem Avancement, welches sogar sehr schnell erfolgen konnte wenn anders sich Mad. Prye oder irgend eine ande Favorite des Herzogs ein wenig damit befassen wollte, und der junge Montlouis besuchte trotz der Ernsthaftigkeit seines Charakters Mad. Prye und wurde von ihr sehr gut aufgenommen. Er wandelte so in der Gasse Ferroniere und bog dann in die Gasse St. Honoré als ein Mann ebenso wie er dicht in einen Mantel gehüllt ihm geheimnißvoll ins Ohr flüsterte: „Sehr wohl George, sehr wohl, folge mir.“ M. de Montlouis hieß Pierre, jedoch man konnte sich irren, und von einer in seinen Jahren sehr natürlichen Neugierde getrieben folgte er dem räthselhaften Unbekannten. Beide gingen ohne ein Wort zu wechseln zur Rechten der Straße St. Honoré an die Häuser streifend und an die Stufen der Gewölber stoßend

weiter. Der Unbekannte blieb vor einer nach Verlauf von fünf Minuten offenen Allee stehen, und sagte „hier ist es!“ Montlouis folgte dem Mann, welcher ihn durch einen dunklen Eingang führte, und einige Stufen hinabsteigen ließ, und gelangte endlich an einen eben so dunklen Ort als jener war welchen sie früher passirten, und nach der warmen Temperatur mitten im Winter glaubte der junge Mann zu schließen daß sie sich in einem Keller befänden. Er hörte um sich herumflüstern, seine Hände wurden von unsichtbaren Händen gedrückt, jene welche ihn umgaben grüßten ihn freundschaftlich und gaben ihm den Friedenskuß.

In der Zeit der bürgerlichen Wirren, wo das Gesetz schlief und die sorglosen Behörden den möglichst schlimmen Gebrauch davon zu machen sich bestrebten, konnte alles geschehen, und der Zufall konnte dich eben so leicht in die Schenke betrunkenen Schmuggler als in eine Räuberhöhle, in eine Versammlung Verschwörer als in eine Fallgrube von Falschmünzern führen. Gefahren verschiedener Art waren für einen jungen Mann zu befürchten. Man konnte ihn zu einer jener heimlichen Orgien schleppen welche sich im Schatten verbergen mußten um selbst ihren Anhängern die Verlegenheit zu ersparen, ihre Mitschuldigen zu erkennen. M. de Montlouis fing an zu bereuen, so leicht einem Unbekannten gefolgt zu sein, als mitten in der Dunkelheit ein Licht erglänzte. Diesem kleinen zitternden Stern folgte ein anderer und ein dritter und nach wenigen Minuten war der Ort wo sie sich befanden hell erleuchtet. Es war ein Raum länger als breit, ohne Zweifel ein Keller, ganz schwarz behangen. In der Mitte erhob sich ein Katafalk, im Hintergrund schien ein schwarzer Vorhang mehre Frauen zu verbergen, deren Schluchzen man nur zu deutlich vernehmen konnte. M. Montlouis war von dreißig bis vierzig Personen, alle wie er in braune oder schwarze Mäntel gehüllt umgeben. Alle mit ernster Miene und nachdenkender Stellung. Ein Mann von ungefähr 50 Jahren mit über die Schulter herabwallendem Haar erhob sich sobald sich die Augen der Anwesenden an den plötzlichen Strahl des Lichtes gewöhnten und näherte sich dem mit schwarzem Tuche bedeckten Sarg, welcher sich in der Mitte dieses traurigen Ortes befand. „Meine Brüder, sagte er, wir sind alle anwesend, der Friede sei mit Euch!“ Bei diesen Worten ging einer der Anwesenden zu der Thüre durch welche Montlouis und sein Führer kamen um sie zuverrammeln und zu versperren. „Ach,“ dachte M. de Montlouis, welcher nun ohne viel

Mühe begriff an welchem Orte er sich befand. „Man hält hier eine Predigt. Wenn der Abbé de Fleury das wüßte, ich wäre noch in 10 Jahren Kadet wenn mich nicht noch etwas Schlimmeres erwartete.“

— „Meine Brüder,“ sagte der Unbekannte welcher schon früher das Wort nahm, „wir wollen für Monsieur Bertrand de Brunen, der dieses Thal des Sammers verlassen, beten, und dessen Tochter ein Vorbild des Hier wandte er sich ein wenig um auch von den Frauen verstanden zu werden welche M. de Montlouis schluchzen hörte, und wollte vermuthlich in den Lobeserhebungen, die er Herrn v. Brunen hielt, fortfahren, als einer der Umgebung sich ihm näherte und ihm etwas ins Ohr sagte, worauf der Redner erblaßte, verwirrt wurde und einige Worte stammelte. Er konnte seinen erschrockenen Blick von Montlouis nicht abwenden, der zufällig nahe bei ihm stand. Die Verwirrung wurde in der Versammlung allgemein und in wenigen Augenblicken sah sich der junge Mann allein stehen. Er errieth leicht den Verdacht, dessen Gegenstand er war. Lebhaft, ungeduldig und eifersüchtig auf ein Ehrgefühl welches man zu bezweifeln schien, beeilte er sich jedem Vorwurf zuvorzukommen. „Meine Herrn“ sprach er, ich bin kein Spion, ich gebe Ihnen mein Wort darauf.“ Die Gesichter blieben jedoch nicht weniger finster und erschrocken. — „Ich bin Monsieur de Montlouis“ fügte der junge Mann hinzu, welcher auferzogen in Ehrfurcht vor seinem Namen glaubte, daß er ihn nur zu nennen brauchte um jeden weitem Verdacht zu verwischen. In diesem Augenblick erhob sich der schwarze Vorhang, der den Hintergrund dieses traurigen Ortes verbarg, und eine junge Person trat hervor. „Löschet die Lichter aus“ sagte sie mit sanfter Stimme, welche vor Angst wie vor Schmerz zitterte.

M. de Montlouis betrachtete das Mädchen dessen weiße Gestalt von dem dunklen Vorhang noch mehr hervorgehoben wurde; und eine Art Wuth bemächtigte sich seiner bei dem Gedanken, daß auch sie ihn einer Angeberei fähig hielt. „Madame glauben Sie nicht — ein Zufall — eine Einladung die ich nicht suchte“ — Im selben Augenblicke wurde an der Thüre, durch welche M. de Montlouis kam und die im Anfang der Zeremonie so sorgfältig versperrt wurde, heftig geklopft. „Deffnet“ schien man von draußen „Auf Befehl des Königs!“ Man klopfte auf eine solche Weise, daß der Befehl zu öffnen überflüssig wurde, denn die Thüre gab den wiederholten Schlägen die man darauf führte nach. „Wir sind verrathen“ schreien die Protestanten und ohne sich Zeit zu nehmen die Lichter auszulöschen, wie es die junge Dame befohlen welche beim ersten Zeichen der Gefahr sich mitten unter die Männer stürzte, heben sie den Sarg des M. de Brunen auf, lüfteten den Vorhang im Hin-

tergrund und verschwinden auf einem M. de Montlouis unbekanntem Weg. Es war Zeit, die zertrümmerte Thüre gab nach, und die Leute des Königs stürzten in das Gewölbe. Einer von Ihnen näherte sich mit erhobenem Degen der jungen Dame und legte die Hand an sie. „Ich verhafte Euch“ sagte er, dann gegen seine Begleiter sich wendend: „Hier ist Mademoiselle de Brunen, sie selbst, verhaftet sie! Fürchtet nichts Mademoiselle es wird Euch kein Leid geschehen, wir haben den Befehl des Königs Euch in ein Kloster zu bringen.“ Jener welcher auf diese Weise im Namen des Königs sprach betonte absichtlich die Worte „es wird Ihnen kein Leid geschehen,“ als ob diese Versicherung als seltene Ausnahme der jungen Person genügen müßte. Mademoiselle de Brunen schien jedoch gar nicht beruhigt und trat einige Schritte zurück als ob sie auf ein giftiges Insekt getreten wäre. Entfernt Euch sprach sie, „berührt mich nicht, Ihr seid kein Diener des Königs“. Dieser Mann machte sich zur Pflicht sie mit sich zu schleppen. Da stürzte sich Montlouis auf den Ebirren, und stieß ihn heftig zurück, „Laßt diese junge Dame oder wer ihr auch seid, ihr habt es mit mir zu thun!“ Der Mann welcher sich für den Anführer ausgab, sah seine Beute bereit ihm zu entkommen, er konnte sich nicht länger bemätern und drang mit dem Degen auf den jungen Mann ein. Dieser hielt sich tapfer und ein Kampf begann, in welchem M. de Montlouis keine Mühe hatte sich seines Gegners zu entledigen, welcher blutend zur Erde stürzte. Auf einmal wurde es finster, einige Personen bemächtigten sich Montlouis und schleppte ihn durch die Dunkelheit.

„Folget mir“ flüsterte ihm eine Stimme zu, welche er als jene der Mademoiselle de Brunen erkannte. Der junge Mann ließ sich durch verschiedene finstere Umwege führen. Als er wieder an das Licht kam, und sich ein wenig von seinem Erstaunen, wo er sich befand, erholte, erkannte er die Gasse St. Germain Auxerrois. Ein Mann von ungefähr 40 Jahren in schwarzer Livree sagte zu ihm: „Wollten M. de Montlouis Mademoiselle de Brunen die Ehre erweisen der traurigen Cremonie beizuwohnen welche jetzt beendet wird; das Fräulein wird Ihnen sehr dankbar sein!“ Der junge Mann schwang sich ohne Bedenken in den offenen Trauerwagen und hörte wie man den Befehl wiederholte „Fahren wir!“ Fünf bis sechs Wagen fuhren im Galop davon, bis sie am Schlagbaum de Passy vor Paris hielten. Einige hundert Schritte und der Wagen der ihnen voran fuhr hielt vor einem einsamen Häuschen von einer geschlossenen Mauer umgeben. Man stieg aus, ebenso M. de Montlouis. Der Sarg Monsieur de Brunen wurde von vier Männern getragen, welche verstoßen ins Haus traten, ihnen folgten die Uebri- gen. Man ging in den Garten in welchem ein Grab

gegraben war. Die Leiche wurde in Stille beigesezt, darauf wurde das Grab gefüllt und man trennte sich ohne sich anzusehen in der Gegend sich zerstreud wie es Mörder thun, wenn ihr Verbrechen begangen ist, und welche jeden Beweis aller Augen zu verbergen suchen. M. de Montlouis hielt sich stumm und schweigend ein wenig entfernt. Mademoiselle de Brunnen näherte sich ihm und ergriff seine Hand. „Sie sehen“ sagte sie, „meine Glaubensbrüder kommen auf Gefahr ihres Lebens meinem Vater die letzte Ehre zu erweisen. Es ist mir unbekannt, welcher trauriger Zufall Sie unter diese Schaar führte, denn sicherlich sind Sie nicht unserer Religion.“

Monsieur de Montlouis gestand, den Kopf neigend, daß er Katholik sei. „Thut nichts“ erwiderte Mademoiselle de Brunnen, sie sind der Art kompromittirt, daß Sie sich nicht sicher in Paris, ja selbst nicht in Frankreich fühlen können. Sie haben sich dem Gesetze widersetzt, Sie haben sich mit Waffen in der Hand widersetzt, und wissen Sie, wen Sie verwundeten? Einen Lieblich des Herzogs, einen Mann welcher unter dem Vorwand mich zu schützen, mich verführen wollte. Waise, allein stehend in der Welt verlasse ich Frankreich, mein Vaterland, um mich nach Holland zu begeben wo ein Theil meiner Familie lebt. Sie haben meine Ehre und mein Leben gerettet und Sie sehen mein Unglück klammert sich an Alle die mich umgeben. Ich hätte Sie warnen und Ihre Güte nicht mit einem strafbaren Stillschweigen lohnen sollen. Durch die Verwendung des Lord Stanhope bin ich im Besitz eines sichern Passes, fliehen Sie mit mir nach Holland und Sie finden in meiner Familie einem unverletzlichen Zufluchtsort. Sie sekte nach einigem Zögern hinzu: „Sie haben keinen andern Ausweg, Sie sind verloren!“ Neun Uhr Abends ging Montlouis durch die Gasse St. Honoré um sich in die Wohnung der Garde zu begeben, um 10 Uhr war er mit Mad. Brunnen auf dem Weg nach Holland. Nach 14 Tagen ward er in Paris auf den Rathschluß des Petit Châtelet in effigie gehängt und nach Verlauf von 10 Monaten vermählte er sich mit der jungen Dame die er zur rechten Zeit gerettet.

Träumereien.

II.

Es ist ein trüber Herbsttag, an dem die Sonne nicht recht zum Durchbruch kommen kann. Wie angenehm ist es, an einem solchen in einem traulichen Zimmer zu sitzen, seinen Erinnerungen und Grübeleien anheimgegeben! Was fällt Einem da nicht Alles ein! Lust und Trauer, Schmerz und Glück! Man

durchblättert sein Leben wie ein Album, in dem sich Verse, kleine Bildchen und getrocknete Blumen befinden. Blumen aber, was ist rührender als Blumen? Sie sind so geheimnißvoll und still in ihrer Existenz! Nach der poetischen Annahme der pantheistischen Religion träumt die Gottheit in ihnen, dieselbe Gottheit, die im Steine schläft und im Menschen die Augen des Bewußtseins aufschlägt. Und die träumende Gottheit in einer Blume, welche ein schöner reizender Gedanke ist Dieß! Mit diesem Gedanken liebt man die Blumen noch einmal so viel, als sonst. Sie werden Einem heilig dadurch und man begreift, wie auch starke und gefestete Seelen durch ihren Anblick weich und gestimmt, zugleich aber auch getröstet werden können. Blumen sind wirklich ein Trost. Schon d'Epéron laßt an Louise schreiben: „Sei getrost, es wird zum Glück immer noch Thau, Sonnenschein und Blumen geben!“ Die alten Griechen und Römer schmückten sich mit Blumen, wenn sie zum Tode gingen. Und auch neuerdings haben wir viele bedeutende Menschen in ihrer Sterbestunde sich mit Blumen befassen sehen. Als Platen im hitzigen Fieber sterbend in Italien umherirrte, hielt er ein Lorbeerreis in der Hand, das er sich nicht entreißen ließ. Mirabeau verlangte bekanntlich auf dem Todtenbette, daß man ihm Blumen bringe, um sich, wie er sagte, für den ewigen Schlummer zu schmücken. Auch Ludwig Börne ließ sich in seiner Sterbestunde Blumen geben. Und er lächelte, als er sie in Händen hatte. Träumend wie ein Kind wäre er über ihrem Dufte eingeschlummert, hätte ihn der Arzt nicht mit der Frage geweckt: Wie ist Ihr Geschmack? Die Augen noch einmal öffnend, entgegnete er nach einer kleinen Pause: „Mein Geschmack ist wie der aller Deutschen: schlecht!“ Mit diesem Sarkasmus verschied er. Die Bitterkeit, die ihm sein Leben vergällt, vergällte auch noch seinen Tod. Er sollte nicht in der unschuldigen Freude über Blumen sterben, in der unschuldigen Freude, welche die unglückliche Manon Roland in so hohem Maße empfand. Als sie eingekerkert saß und das Todesurtheil erwartete, versorgte sie ein Freund mit den schönsten, prächtigsten Blumen. Diese Blumen waren ihr letztes Glück, die letzte Schönheit, an der sich ihr Auge erfreute. Ihr schönes Ideal vom Staate, ihre schönen Freunde Buzot, Barbarour und die andern Häupter der Gironde hatte der Berg vernichtet und vertrieben. Condorcet, der feine, edle Condorcet starb in der Sehnsucht nach Blumen, grünen Bäumen, blauem Himmel und frischer Luft. Gute Freunde hatten ihn versteckt vor den Häschern des Revolutionstribunals. In einem verborgenen Kämmerchen saß er und philosophirte. Er philosophirte den ganzen Herbst, den ganzen Winter. Aber als es Frühling wurde, als die Natur zu grünen und zu blühen anfing, da war es mit seiner Philosophie zu

Ende, da sehnte er sich nach Rosenduft und Nachtigallenschlag. Heimlich schlich er sich davon aus seinem Asyl, wie aus einem Gefängnisse fliehend. In Feld und Wald umherirrend, verlebte er den Tag. Als es Abend wurde, klopfte er an die Thüre eines Landhauses, worin ein Freund von ihm mit seiner Familie wohnte. Er suchte ein Obdach, eine Freistätte. Man weiß nicht, ob sie ihm verweigert wurde oder ob er selbst sie ausgeschlagen hat; man weiß nur, daß er nach einem kurzen geflüsterten Gespräch leise aus der Pforte wieder heraustrat und sich im Schatten der Nacht verlor. Am Morgen ward er in einem Wirthshause verhaftet, in das er kam, um sich ein wenig Frühstück zu holen. Ehe man ihn ins Gefängniß brachte, bat er, ihm ein wenig Nahrung und Ruhe zu gönnen. Man that es. Aber als man ihn endlich abführen wollte, fand man ihn todt. Er hatte Gift genommen. So starb Condorcet, der Humboldt der Gironde. Er starb, nachdem er noch einmal den Mondenschein begrüßt, noch einmal Waldluft gekostet, noch einmal sich mit Blumen unterhalten hatte. Die Blumen sind gar so süß. Selbst getrocknete Blumen, haben sie nicht etwas, was uns zur Wehmuth stimmt? Da liegen sie zusammengepreßt, rothe Blüthen, grüne Blätter, blaues Band. Bedeuten sie nicht Liebe, Hoffnung, Glauben? Ach, sie bedeuten das Pfand einer ersten Neigung. Und ein solches Pfand hat Jeder!

Die erste Liebe ist von großer Wichtigkeit für den Menschen. Sie wird eine Art Fatum für sein Herz. War sie edel, poetisch, diese erste Liebe, so wird es Etwas davon durch alle folgenden Lieben behalten. Aber es wird Dieß nicht minder der Fall sein, wenn diese erste Liebe eine banale, niedere war. Der erste Eindruck, die erste Erfahrung entscheidet. Wir haben oft genug eine schöne, rührende Liebe an einem Herzen zu Schanden werden sehen, das sich an eine triviale Empfindungsweise gewöhnt hatte. Und umgekehrt sahen wir nicht selten eine selbst gewöhnliche und niedere Liebe erhoben und groß werden an einem Herzen, das Schwung und Pathos besaß. Darum sollte man nirgends vorsichtiger sein, als bei einer ersten Neigung. Aber was gibt es da für eine Vorsicht? Hierbei entscheidet nur der Zufall, Glück oder Unglück. Ein junges, unerfahrenes Herz lernt ein schönes, blühendes Mädchen lieben, ein Mädchen voll Unschuld, voll glücklicher Träume, voll süßer Wünsche. Mit Innigkeit und Wärme schließt es sich ihm an; es schwärmt, es hofft mit ihm den ersten Frühling des Lebens hindurch. Eines schönen Tages aber ist das Mädchen todt. Man legt es in einen schwarzen Sarg, man slicht ihm weiße Rosen ins Haar, man schließt ihm die lieben frommen Hände über der jungfräulichen Brust. Endlich wird der Deckel darüber gelegt, die Träger kommen und tragen

die Leiche fort. Draußen auf dem Kirchhofe wird sie beerdigt und auf dem frischen Grabe trauert das junge Herz. Es trauert lange, es trauert tief. Und in Nächten, die es bang durchweint, zürnt es dem Himmel über den Verlust seiner ersten Liebe. Aber dieser Verlust seiner ersten Liebe ist ein gutes Geschick. Die todtgebliebene Jugendgeliebte wird der gute Genius des jungen Herzens. Sie erbebt, sie heiligt es, sie macht es schön und edel. Dagegen aber wird ein anderes junges, unerfahrenes Herz ruiniert und zu nichte gemacht. Es verliebte sich in eine glänzende, herrliche Frauengestalt, in ein Weib voll Koketterie, voll Frivolität. Dieses entweht seine Gefühle, verwüstet seine Empfindungen. Es entartet in böse Neigungen, in schlimme Gewohnheiten; es geht elend zu Grunde. Und warum? Nur weil seine erste Liebe eine schlechte war und die erste Liebe entscheidend für das Geschick des Herzens ist! Man verwindet sie nicht, sie sei wie sie sei. Darum wahre dich, Jüngling! Darum wahre dich Jungfrau! Es ist nicht gleichgültig wen und wie ihr zum ersten Male liebt. Es bleibt euch etwas davon für alle Zeit, für das ganze Leben. Und das Leben ist viel! Mit Recht hat Heinrich Heine in seinen Reisebildern gesagt: „Es ist immer eine ganze Weltgeschichte, die unter einem Grabsteine liegt“ und wenn dieser Grabstein auch nur einen einfachen Namen, einen kurzen Bibelspruch oder eine wehmüthige Grabschrift enthält. Was liegt nicht Alles in einer Grabschrift? Wir lasen einmal eine, die uns unvergeßlich blieb. Sie heißt:

„Was ist des Menschen Leben?
Wenn's auch auf's Allerbest'
Sich könne hier erheben,
Doch ist es Müh' gewesen,
Nur lauter Müh' und Sorgen,
Nur lauter Gram und Noth,
Den Abend und den Morgen.
Drum ist es besser todt!“

Zwar erkennen wir recht gut, daß Das, was darin gesagt wird, trivial ist. Aber in dieser Trivialität, wie viel Wahrheit, wie viel Schmerz! Das Herz könnte Einem darüber brechen. Jeder hat schöne Stunden, glückliche Tage gehabt. Und doch, was die obige Grabschrift besagt, Das besagt fast jede. Auch unsere wird es besagen, auch die Grabschrift Heine's. Heine war doch oft so glücklich, so vergnügt, so selig, er lachte oft so herzlich auf dem Papier, daß die ganze deutsche Literatur davon erschüttert wurde. Er hat Platen beinahe um seine Ruhe gebracht; und einmal lachte er so stark, daß Goethe fast von dem Throne der deutschen Poesie gefallen wäre. Und jetzt liegt Heine, der lyrische Aristophanes der Deutschen, zu Paris und stirbt. Er stirbt stückweise ab. Schon sind seine Augen, seine Zunge, fast alle seine Gliedmaßen todt. Beinahe regungslos liegt er ausge-

streckt. Uns fiel neulich, als uns ein Freund aus Paris über den Zustand des Dichters schrieb, unwillkürlich ein, was Heine selbst einmal von einem alten Poeten schrieb. So ein armer, alter Dichter, schrieb er einst, gleicht den Weinstöcken, die wir im Winter auf den kahlen Bergen stehen sehen, dürr und lautlos im Winde zitternd und von Schnee bedeckt, während der süße Most, der ihnen einst entquoll, in den fernsten Landen gar manches Becherherz erwärmt und zu ihrem Lobe berauscht. Ein solcher winterlicher Weinstock ist nun Heine auch. Bei seinem Verleger in Hamburg erscheinen immer neue Auflagen seiner Werke, er selber aber liegt als armer veralteter Mensch zu Paris mit blassen Augen im welken Gesichte, mit dünnen Härchen auf dem zitternden Haupte. Und dieses Haupt, wie stolz trug es seinen rothen Federbusch, mit welchem geziert es voraufzog als schöner, glänzender Tambourmajor der Revolution! Wie ließ er wirbeln und pfeifen die große Janitscharenmusik der neuen Weltideen! Und nun, wenn er sich niederbettet ins Grab, wird die Schrift, die darüber steht, anders lauten, als die, welche wir vorhin angegeben? Wir glauben kaum! Der Epilog alles Lebens läuft fast überall auf denselben tristen Gedanken hinaus, auf den Gedanken, daß all' unser Thun nur Müh' und Sorgen und das Beste vom Dasein der Tod ist. Und doch ist das Dasein wieder etwas so Großes!

Rose und Dichter.

Rosen sind im Sommer wählig,
Launisch, nicken duftlos ein,
Und es schläfert sie allmählig,
Währt zu lang der Sonnenschein.

Wenn nach allzuschwülen Tagen,
Dann ein prächtig Wetter naht,
Stürme sich mit Wolken schlagen
Thöricht um verbrannte Saat. —

Wenn die lauten Donner toben
Als ein Flucher nicht bei Trost,
Und der Bliß als Irrwisch oben
In den Sommer narret den Frost. —

Wenn an seinem eignen Zorne
Endlich das Gewitter stirbt:
Seht, wie rings der frisch geborne
Dust und Schmelz um Beifall wirbt!

Seht, wie da die wartensatte
Rose neu ihr Werk betreibt,

Und auf ihrem welksten Blatte
Einen neuen Lenz beschreibt!

Also auch nach tragem Schlummer
Neu der Dichter aufersteht,
Wenn ein wunderthät'ger Kummer
Läuternd durch die Seele geht!

Levitschnigg.

Einige Momente der Rachel.

Von Dr. Breuer.

„Meine Freunde wundern sich daß ich so natürlich bin — könnt' ich etwas Besseres sein wollen?“ — Rachel Barnhagen.

Es ist freilich schwer das Meer zu beschreiben und seine Schrecken; oder die Gewalt des Orkans, der die Wälder ängstigt, Eichen zersplittert; oder auch das Weh der Niobe; oder den Schmerz des Laokoon; oder die Agonie des Fechters; oder die heilige Anmuth der Venus — wie sehr erst dieses Alles in Einem: die Rachel! Denjenigen überdies die die Rachel kennen wird die Beschreibung am Ende nur wie ein Gewölk zu ihren Füßen erscheinen; während die anderen schon in diesen Worten Räucherungen sehen werden. Aber wie kann man den Fragern entgehen! Dem Aristoteles zu Troß, der da sagt: o meine Freunde! niemand ist ein Freund! hat man dennoch, und viele Freunde, und wenn man sich über eine längere Abwesenheit gehörig legitimirt hat und sich in Frieden entlassen glaubt, fragen sie um deine Gesinnung über die Rachel, und in einigen Worten sollst du ihnen die ganze Rachel zeigen. Man steht wahrhaftig da in Verlegenheit. Doch es geschieht uns recht! Was sind wir stets so leichtsinnig mit Worten, als wär es bloßes Geld, und wenn es dann dazu kommt einen wirklichen Tribut zu zahlen so stehen wir da, und haben keinen Ausdruck in der Tasche. Nun sind mir noch einige Duzend solcher Frager zurück; ich sehe sie einzeln und in Collonnen anrücken und es bleibt mir keine andere Zuflucht übrig als mich hinter zwei Bogen Papier zu verschanzen, die Dint- und Sandhaubige aufzuführen und mit dem Federkiele bewaffnet den feindlichen Freunden Troß zu bieten.

Bauernfeld nennt die Rachel ein Wunderweib, Deinhardtstein ein Wunderkind, Laube sagt die Rachel sei ihm seit zwölf Jahren ein Studium, und fast die Meisten die über sie geschrieben, und die von ihr sprechen sagen, sie sei dämonisch. Aus den schwellenden Gewässern der Eindrücke, die jeden, er stehe noch so fest, mit sich fortreißen, retten sich alle

auf diesen Balken; auf dem schwarzen Meere der Berichte über die Rachel begegnet man überall diesem dämonischen Zauberschiffe. Sie ist aber nicht dämonisch; sondern ganz natürlich und wie Deinhardtstein sahe ganz richtig bemerkt, immer menschlich. Der Eindruck, oder vielmehr die Wirkungen die die Rachel hervorbringt sind wohl mächtig; unwiderstehlich und (bei ihrem ersten Anschauen) unbegreiflich räthselhaft, wunderbar, aber nicht dämonisch; sie sind revolutionär, sie bringen in deiner Kunstgesinnung einen gewaltigen Umsturz hervor. Wie seine Religion so trägt auch jeder seinen eigenen Kunstglauben, auf den er lebt und stirbt, für den er sich schlachten läßt, in sich; jener hat sich einen prachtvollen Tempel mit hohen Säulengängen, der eine stille verschlossene Hauskapelle, wo er seinem Kunstgewissen genügen kann, ausgeschmückt; aber die Rachel schreitet durch die Hallen hin, und alle die Götter und Göttinnen in deiner Brust stürzen von ihren Piedestalen, Postamenten und Nischen herab und fallen sich in Trümmer. Bei ihrem ersten Anblick erblaffen und erzittern sie zwar nur, besonders die Göttinnen flüchten und klammern sich ängstlich an deine Brust; auf der einen Seite gewaltsam zurückgehalten, auf der andern gebannt von der neuen Erscheinung die du auch nicht begreifst stehst du da verwirrt und unentschlossen.

Es ist wie das Erwachen aus verworrenen wüsten Träumen. Ein schwerer Seufzer — du schlägst die Augen auf, du fühlst an die Brust, ob der Alp noch da sitzt; an den Kopf ob noch der Spuck dort haust; an die Augen ob sie noch die Schuppen tragen — du versuchst dich auf zu richten — du blickst erstaunt um dich, aber du begreifst nicht Alles was du um dich siehst.

Bei der ersten Vorstellung ist einem ganz sonderbar zu Sinne. Man kommt etwas frühzeitiger ins Theater, das Haus ist bereits in vollem Gewimmel. Nach einer ziemlichen Weile läßt sich die Glocke hören und das Orchester sammelt sich. Die Instrumente wimmern und winseln — endlich die drei Schläge und das Orchester spielt seine längste Introduction. Wie alles Leid dieser Erde endet auch dieses, worauf dann — ein neues beginnt. Der Vorhang will nicht in die Höhe, endlich rauscht er auf und das Lustspiel, in dem nicht der leiseste Vorschimmer von der Rachel zu entdecken ist spielt sich in trostloser Länge, wie ein Wüstenweg dem kein Ende abzusehen ist, vor dir hin. Du sitzt auf der Folter. Endlich, nachdem mehrere peinliche Endlich überstanden sind, öffnen sich die antiken Säulenhallen, aus deren Hintergrunde zwei antike Gestalten, steinerne Gäste, langsamen Ganges in das Proszenium herabschreiten, und sich gegenseitig so monoton als möglich ihren Part einander zu rezitiren. Jede Trauer, peinliche Bangigkeit spricht aus diesen Vorszenen und man fühlt sich angeweht

von dem Odem des unsichtbar waltenden Fatums. Da wenden sich aller Blicke nach der Seite — die Rachel tritt aus den Koulissen. Eine schlanke blasse Gestalt, in langen wallenden Gewändern, schreitet sie einher in heiliger Einfachheit, gleich der Vestalin durch die Straßen Roms. Ihr Erscheinen ist unherausfordernd. Den schwarzen Haarschmuck umschließt der einfache Goldreif, in ihren Zügen ist Ruhe und Würde, ihr Mund voller Anmuth, doch trägt er einen leisen Anhauch wehmüthiger Ironie; ihre Augen, zwei schwarze Diamanten, glänzen in ruhiger Klarheit, und auf der Marmorstirne lagern die alles überwältigenden Geister. Sie beginnt. Begierig, und mit einer Aufmerksamkeit gespannt bis auf das Höchste folgt man den Tönen dieser Stimme voll Klang und Tiefe. Doch wie ist dir! Du hast einen deklamatorischen Vortrag erwartet, einherstehend auf Rothurnen, angethan mit Pathos und rythmischem Gang des Sylbenmasses und der Reime, aber die Rachel deklamirt ja gar nicht! Die Wiederherstellerin der antiken Tragödie deklamirt nicht! Das ist unerhört! Das ist wider die Verabredung! Das schreit zum Aristoteles! Das ist gegen das dramaturgische Völkerrecht! Das ist gegen die Natur der Kunst! Sie deklamirt nicht! sie spricht! Und wenn sie noch spräche mit Rythmus und Musik; doch ganze Verse schüttelt sie von sich; spricht einen ganzen Vers mit der Raschheit eines Wortes, auf ein Wort legt sie das ganze Tongewicht eines Verses; diese Nebelblumen tretet sie nieder, und auf dieser Dornenstelle wiegt sie sich; ganze Reihen gepanzelter Verse läßt sie unbeachtet und vereinzelte Schaaren führt sie in die Schlacht! Jetzt aus dem Tiefsten ihrer Brust schwingt sie sich auf mit Sturmschwingen und den Moment darauf schwebt sie mit leiser auschendem Fittig durch die Luft! Dieser tief volle Klang der Stimme aus dieser zarten Gestalt hat dir nun etwas Unnatürliches — dazu die öde Einförmigkeit der Tragödie, der geisterhafte Pathos jener Männer, die sprechen, wie heraufbeschworene Todte. Man sucht nach einem Stand- und Gesichtspunkt, man ruft Paris und Berlin, Janin und Kellstab zu Hilfe — umsonst, du kannst nicht festen Fuß gewinnen.

Indeß ich gebe die Eindrücke wie sie sich geben — mit Eins ist man allem Schwanken, Bedenken, Vergleichen wie entrissen. Ein Blick dieses wundervollen Weibes, — ein Ruf — eine Geberde haben dich erfaßt, und mit aufgeschreckten Sinnen mußt du ihr folgen wie Hamlet dem Geiste seine Vaters. Zwar ergeht es dir eben wie dem Hamlet, du kannst mehrere Akte hindurch dennoch zu keinem bestimmten Entschlusse kommen, bis vor dem berühmten „Helas!“ jede Unentschlossenheit und alle Bedenklichkeit fallen, und der Hamlet zu einem Percy wird. Diese Szene ist von so gewaltiger Wirkung, daß

enden Fatums.
 r Seite — die
 schlanke blasse
 dern, schreitet
 ch der Bestalin
 einen ist unher-
 muck umschließt
 n ist Ruhe und
 trägt er einen
 ; ihre Augen,
 ruhiger Klar-
 agern die alles
 unt. Begierig,
 annt bis auf
 dieser Stimme
 dir! Du hast
 et, einerschrei-
 os und rythmi-
 er Reime, aber
 Die Wiederher-
 irt nicht! Das
 abredung! Das
 n das drama-
 die Natur der
 ht! Und wenn
 ist; doch ganze
 einen ganzen
 , auf ein Wort
 Verses; diese
 uf dieser Dor-
 en gepanzerter
 zelte Schaaren
 im Tiefsten ihrer
 nschwüngen und
 eisererschendem
 olle Klang der
 dir nun etwas
 nformigkeit der
 er Männer, die
 te. Man sucht
 man ruft Paris
 ilfe — umsonst,
 ie sich geben —
 Bedenken, Ver-
 s wundervollen
 rde haben dich
 en mußt du ihr
 Waters. Zwar
 kannst mehrere
 stimmten End-
 erühmten „He-
 e Bedenklichkeit
 n Percy wird.
 Wirkung, daß

man sich einer, auch nur im Entfernten ähnlichen in keiner Syhäre der Kunst wie der Poesie bewußt ist. Die Augsburger allgemeine Zeitung sagt von derselben, sie sei ein plastischer Moment wie ihn nie eine Berliner Bühne gesehen, vielleicht nie eine aller Zeiten. Wenn sie aber aus der berühmten Ohnmacht erwachend, todenblaß, angstvoll, krafterschöpft das schwankende Haupt kaum zu erheben vermag, die Finger in einander pressend zu Boden starrt im stummen Schmerz der Verzweiflung; wenn dann der starre Schmerz sich löst, die Arme sich auf den Knieen stützen, und das Haupt sich in den Handflächen gleichsam wälzt und windet, ihre Thränen ausbrechen und sie laut aufweint in ihrer Seele Bitterniß — es ist dann keine Rachel die man spielen sieht, es ist die Römerin Kamilla, und ihr Bruder hat ihr den Bräutigam erschlagen — und dieser Moment ist nicht minder groß, als der vorgehende.

Wie man dann überhaupt von der Rachel gar nicht sagen kann sie sei größer in diesem oder jenem, dies sei ihre Stärke — hier sei sie an ihrem Ort. Sie ist wahrhaft groß; im Kleinsten wie im Größten; nur von ihrer Eigenthümlichkeit kann man sprechen, und sie ist eigenthümlich in Allem. Eigenthümlich ohne unnatürlich zu sein. Bei vielen, und hochgeehrten Künstlern ist das Spiel oft wirklich Kunst; sie besitzen ein größeres oder kleineres Repertoire von Aktionen, Attituden, Deklamationseffekten, Mutationen und Verschiebungen, die sie mit mehr oder minderer Fertigkeit, mehr oder minderer Kunst und Routine in Anwendung bringen, aber der Mechanismus ist immer merkbar. Bei der Rachel aber ist kein Spiel, nirgend eine Absicht, ein Wählen und überwachen zu entdecken, sie ist heute Adrienne wie sie gestern Roxane war, und in ihrer wirklich wundervollen Größe schreitet sie einher über die Trümmer aller Herkömmlichkeiten. Sie ist wie Shakspeare. Und die zwar schauervolle, doch naturrichtige Wahrheit in den Erregungen dieser Brust kann nicht genug bewundert und erhoben werden. So in den Momenten die ihrem Stürmen vorangehn; die Sturmvoegel flattern — jetzt beängstigt die Gewitterschwüle; jetzt weht es uns mit Schauerfalte an — die Wasserfläche schwenkt und höhlt sich — zu sehen wie sich da die Leidenschaften ineinanderwölken, wie ein lichter leuchtendes Gewölk sich aufringt, wie jetzt die schwarzen Nachtwolken sich vorschieben, wie die Schmerzensblitze zucken, wie dann der Sturm aufwacht und der Orkan ihrer Stimme sich erhebt — wie sie jetzt Entschlossenheit und titanischen Troß in den Blicken das Haupt schüttelt wie Jupiter die ambrosischen Locken, wie sie dabei gleichsam alle Rücksiht von sich weisend, die Augen schließt — und es ist ganz eigenthümlich — wie sie die Hand dem Mund vorüberzieht, als wollte sie die Rachegeister, die nun

Thatenschlossen aus ihrer Brust aufsteigen, an ihr Werk gebiethen, wie ihre Stimme noch immer wächst, in die Höhen stürmt, sich senkt, wie sie dann — und die Wonne der befriedigten Rache spricht aus ihren Augen — zurück tritt, und in voller Ruhe fortspricht — ihre Organe zittern zwar noch, aber ihre Heroenseele steht da groß und unerschüttert.

Dieses alles ist so wunderbar, so groß so über alle Beschreibung, und zeigt abgesehen von der Unbegreiflichkeit dieses so naturwahr darstellen zu können, von einer tiefdringenden Intelligenz, einer tiefen Kenntniß der ganzen Seelenwelt. Doch nicht nur die schauervollen Tiefen, sie kennt auch die Lusthöhen derselben, und wenn sie alle Schauer und Schrecken in uns aufgeweckt, daß alle unsre Geister beben, wenn sie uns, ein weiblicher Dante, durch die Schauer des Purgatorio, durch die Schrecken des Inferno geführt, trägt sie uns durch ein Lächeln auch in den Himmel. Wenn ihre Stirne sich entwölkt, ihre Augen sich erleuchten, ihr Mund lächelt, in ihrem Antlitz das Morgenroth der Freuden aufgeht, dann setzt sich die Freude um dein Herz. Sie lächelt — o nun ist Alles wieder gut und alle Wunden sind geheilt!

Man kann sich nicht genug wundern, wenn man hier und da der Rachel den Vorwurf machen hört, sie gehe zu weit, sie überschreite, besonders die antike Ruhe. Aber mich dünkt daß sie, in der in der That eine antike heroische Seele wohnt, auch das Wesen der Antike viel richtiger erkannt, als mancher Kenner des Altherthums! In der sogenannten Ruhe der griechischen Kunst liegt nur die Ruhe der kunstvollendeten Sicherheit mit der die Griechen den Meißel, den Pinsel, den Griffel führten. Aber ihre Gestalten, einerseits voll heiliger Schönheit und Erhabenheit, sind sie andererseits voll Grauen und voll Schrecken, wie in ihren Sagen und Geschichten so in ihren Dramen. Die wildeste wahnsinnigste Phantasie vermag nichts grauenvolleres zu erdenken.

Eine Jokaste, die Gattin ihres Sohnes, nachdem er ihr den Gatten, seinen Vater, erschlagen, eine Medea, die ihre Kinder schlachtet; eine Klytemnestra, die ihren Gemahl erschlägt; eine Iphigenie, die der eigne Vater opfert; eine Phädra, die in Liebe zu ihrem Sohne rast; eine Pelopia, die Mutter wird durch ihrem Vater, Andromache, Ariadne, haben diese nach dem Sylbenmaaß geweint, haben sie ihren Schmerz skandirt? Hat Jokaste gewünselt, Medea sich ereifert, Klytemnestra sich geängstigt, Iphigenie sich in Thränen aufgelöst, Ariadne sich beklagt? Ist Phädra in Melancholie, in stillem Gram versunken, sind sie nach Theatergesetzen in Rührung zerfloßen und zerschmolzen, oder haben sie nicht vielmehr in geflügelten Worten dem Zuschauer die Schrecken des Aristoteles empfinden lassen?

Eigenthümlich bei der hinreißenden Gewalt im

Spiel der Rachel ist die Plöglichkeit in dem Wechsel der Affekte. Jetzt das liebeglühende Weib ist sie den Moment darauf eine Rachegöttin; jetzt im heftigsten Seelenkampf, den nächsten Moment steht sie in heroischer Ruhe da; jetzt voll Fassung und voll Kraft, im nächsten Augenblick ist ihre Seele eine Beute der Eumeniden. Und dennoch ist keine Unnatur, kein tragischer Sprung in diesen heftigen Umwandlungen. Ein Wort aus dem Munde des Verräthers, dem sie, noch Liebe im Herzen, angehört und sie steht da zornentbrannt, zum Schrecklichsten entschlossen. Sie hat ihn vernichtet, sie hat abgerechnet, überwunden, und sie steht da in feierlich fürchterlicher Ruhe, oder war sie glücklich im Bewußtsein sich geliebt zu sehen, ein Wort enttäuscht sie, und die Verzweiflung wühlt in ihrer Brust, der Wahnsinn tobt in ihrem Haupte. Aus zahlreichen Momenten wollen wir nur zwei, das berühmte *sortez!* anführen. Jene entscheidende Szene, wo Bajazet der Korane seinen Verrath eingestehen muß, und zwischen einer Krone oder dem Tode zu wählen hat, doch letztern vorzieht, und die entsetzliche Forderung der Korane, seine Geliebte, ihre Nebenbuhlerin, zu tödten mit Abscheu von sich weist, schließt ein einzelnes Wort: *sortez!* Es ist das Todesurtheil des Bajazet, ihre Vertrauten haben den Auftrag ihn hinzurichten, wenn er sie verläßt. Sie liebt den Bajazet, sie hat ihn vom Tode gerettet, für ihn ist sie zur Verrätherin an Amurat geworden, mit einer Krone wollte sie den Geliebten schmücken, sie entdeckt seinen Verrath, noch will sie verzeihen, doch sie hört sein Geständniß — Dieses Anhören, es ist nichts Passives, es ist eine That. Ihre Liebe, wie ein glühendes Eisen im Wasser erlischt, hinzischend, aber mit Eins und völlig, sie bebt, sie erblaßt, alle ihre Nerven zittern im wühlenden Gefühle ihres tödlich verwundeten Stolzes, in Wuth, in Haß, in Rache. Und in dem Ausdruck der schrecklichsten Entschlossenheit, und vernichtungsvoller Rache zittert der Schreckensruf *sortez!* aus ihr heraus. Bajazet entfernt sich und (in ihrer Attitude verbleibend) sendet sie ihm ihre Blicke voll Haß und Verachtung nach, ihr ganzes Wesen bebt in fürchterlicher Genugthuung. Jetzt wirft sich Atalide ihr zu Füßen und sie ist wieder die stolze, seelenstarke Sultanin; mit Ruhe, mit eisigem Stolz, mit vernichtendem Hohn, verklärt beinahe von der Wonne des befriedigten Hasses sieht sie auf die Flehende herab.

Ein rührendes Gegenstück ist das *je te prie* im Polieuct. Dieser hat den alten Göttern abgeschworen und will Märtyrer werden. Pauline, seine Gattin, erschöpft Alles, was Beredsamkeit, Liebe und Verzweiflung über seinen Starrsinn ihr einflößen; umsonst, Polieuct bleibt unerschütterlich. Sie steht

trostlos da, hoffnungslos. „Polieuct,“ ruft sie, sich noch einmal zu ihm wendend und flehentlich die Hände nach ihm streckend, „*je te prie!*“ und tausend Rührungen der Liebe, der Zärtlichkeit, der Verzweiflung und des Schmerzes liegen in ihrer Stimme und den thränenden Blicken.

Ueberaus merkwürdig ist die Wirkung, die oft in einzelnen kurzen Ausrufen, oft in einem einzelnen ihrer Worte liegt, und in der That wunderbar und das Höchste ist, was Spiel und Stimme in einem einzelnen Moment zu konzentriren vermögen. Es sind dies keine Theaterkoups, kein bloßer blendender Effekt, es liegt nichts Epigrammatisches oder Pointartiges darin. Es ist der Finger des Genies. Jetzt ein Meteor, das aus einem Gewitter-, jetzt ein Stern, der aus heiterem Abendhimmel fällt. So ihr *he las!* so ihr *sortez!* ihr *oui!* ihr *vous l'aimez!*

Von der Totalität ihrer Erfahrung, von der Gewalt ihrer Blicke, der Macht ihrer Stimme, dem Ausdruck ihrer geistvollen Züge, von der Haltung ihres ganzen Wesens, der Hoheit und Würde ihrer Bewegungen, die, von der Biegung der zarten Glieder bis in die Draperie ihrer Gewänder eine so kunstvollendete Darstellung bilden, daß man eine in Aktion getretene Statue zu sehen glaubt, was wäre von Allem dem nicht Alles zu sagen!

Wenn Saphir in den Worten: „Man muß es sehen, wie sie mit den Augen hört, wie ihre Augen sich an das Gehörte anklammern, wie ihre Blicke sich um die eingesaugten Töne wickeln, sich an dieselben schmiegen, staunen, zurückfliegen, sich reinsprechen und verneinen,“ das Spiel ihrer Augen beschreibt; so muß man gestehen, daß er den Blick der Rachel in dem Zauberneze seiner Worte aufgefangen. Nicht minder wundervoll indeß ist ihre Stimme, ja sie scheint zwei Stimmen in der Brust zu tragen, die eine gewaltig und tragisch, voll Tiefe, Klang und Kraft; die andere für die Komödie voll Wohlklang, Reinheit und Musik. Es gibt keinen Ausdruck der Empfindung, der Leidenschaften, der Gedanken, von der schärfsten Prägung bis in die feinste Schattirung, für die ihre Stimme nicht den getreuesten Tonausdruck besäße. Liebe und Haß, Stolz und Würde, Hohn und Ironie, Bitterkeit und Spott, Hingebung und Innigkeit, Wehe und Lust, Trauer und Wonne, wahnsinnige Verzweiflung und die kindlichste Freude, Seelenhaftigkeit und der tiefste physische Schmerz, sprechen bald in einzelnen Tönen, bald in Akkorden, auch in Dissonanzen aus ihrer Stimme. Welch' ein Ausdruck von Haß, Verachtung und Vernichtung liegt nicht in ihrem „*cette Atalide,*“ das sie zwischen den Zähnen gleichsam zermorscht. (Fortsetzung folgt).